Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 9

Artikel: Sind wir Schweizer so? : Spiegelungen der Liebe
Autor: Gantenbein, Margrit
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079502

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sind wir Schweizer so?

Spiegelungen der Liebe

Margit Gantenbein fuhr ein paar Mal um die Welt und brachte unter anderem eine Fülle kleiner Geschichten zurück, die sie Spiegelungen nennt. Wir haben daraus zunächst sieben ausgewählt, die mit der Liebe und der Ehe zu tun haben. In fremden Spiegeln wird unser Bild zurückgeworfen. In unsern eigenen Spiegeln sehen wir das Bild der andern. Sind wir Schweizer wirklich so, wie wir in diesen Spiegelungen erscheinen? *Red.*

Manchmal fragen meine Leser: «Sind Ihre Geschichten nun aber auch wirklich wahr?» Und vielleicht werden auch Sie sich diese Frage stellen.

Ich finde diese Frage sehr reizend und auch äußerst schweizerisch. Schweizerisch, weil wir alle das Wahrheitsgemäße so sehr lieben. Und reizend, weil sie aus der kindergläubig gebliebenen Ecke unseres Herzens kommt. Auch der Erwachsene ist immer noch auf der Suche nach dem Wunderbaren im Leben. Wenn uns eine Geschichte packt, dann möchten wir so gerne, sie habe sich wirklich wie erzählt zugetragen.

Hier nun ist meine Antwort nach der Wahrheit meiner Geschichten – aller Geschichten, die lebensnah sind:

Sie haben sich wirklich zugetragen. Aber nicht genau so. Sie sind alle wahr. Aber wahr in einem höheren Sinne.

Würden wir, die erzählen, ganz wahrheitsgetreu sein: wie langweilig wären wir dann! Denn das Leben fließt ohne übersichtliche klare Linie dahin, hat Ralentis, Lücken entstehen, man muß sich gedulden, oft ist es sogar langatmig.

Doch eine Erzählung ist verdichtet. Die Essenz eines ganzen Lebens ist manchmal in ein paar Sätzen enthalten, ohne daß die Wahrheit deshalb leidet.

Suzuki – das Traumbild des Japan-Schweizers

Er ist jetzt mit einer Schweizerin verheiratet. Und er hat zwei Kinder. Sie erzählt mir manchmal von ihm. «Ob er mich wohl liebt?» frägt sie dann. Von zuhause her weiß sie: So wie ihr Mann zu ihr ist, so ist auch ihr Vater zur Mutter.

«So sind wohl die Ehemänner zu ihren Frauen bei uns», sagt sie. «Man weiß einfach nicht, ob sie uns lieben. Schon in der Verlobungszeit wußte ich es nicht genau. Nur daß ich ihn liebe, das wußte ich. Aber ich wagte nie, es ihm richtig zu zeigen.» Die junge Frau weiß und gibt auch immer zu verstehen, wie gut ihr Mann zu ihr und zu den Kindern, was für ein besorgter Familienvater er ist.

Ja, auf seine Art liebt er auch seine Gattin. Aber ein Traum aus seiner Japan-Zeit – vor zehn Jahren – bedrängt ihn immer wieder. Weil auch ich Japan kenne, hat er mir sein Erlebnis anvertraut. Er fügte hinzu: «Erzähl es nur weiter. Es wird den Schweizerfrauen gut tun.» Und dies ist, was er sagte:

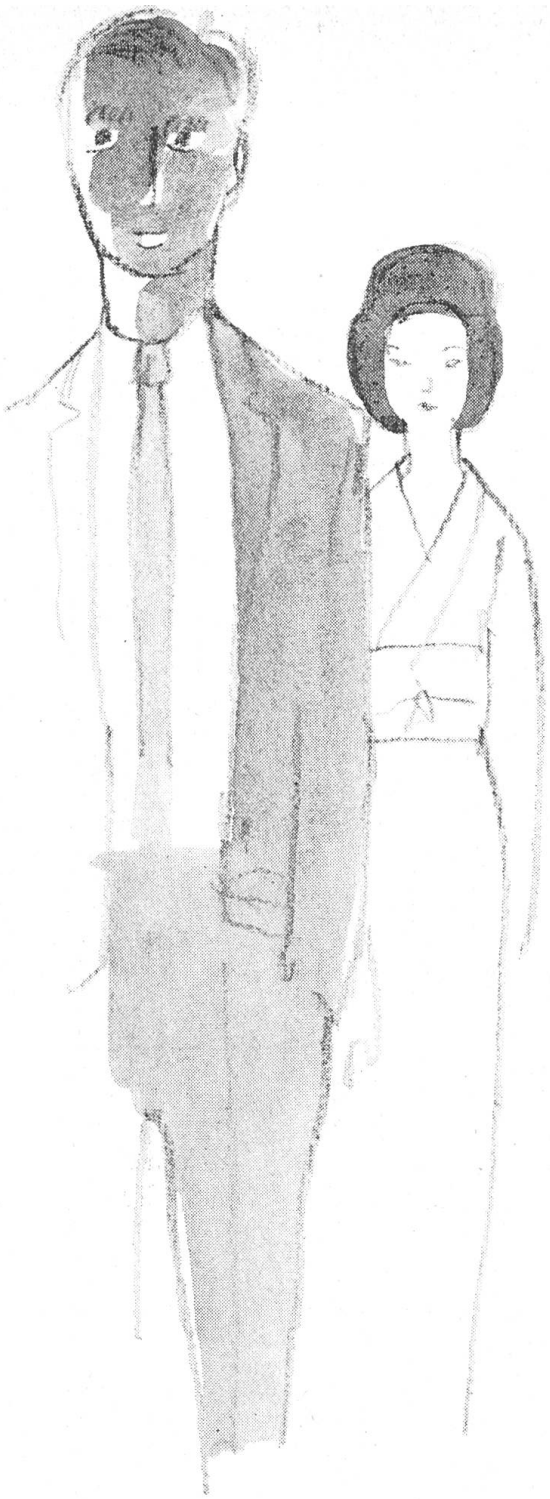
«In Tokio hatte ich eine japanische Freundin. Sie war heiter wie ein Kind. Wie sie mir fehlt!

Immer schien meine Freundin froh, auch dann, wenn sie tieftraurig war. Abends, wenn ich nach Hause kam, fing sie nicht gleich zu sprechen an. Es war, als könnte sie sich ganz in mich hineinfühlen. Sie wußte: Ich war angespannt, und jetzt war Zeit zu schweigen. Sie hatte ihre eigenen Probleme. Aber sie überschwemmte mich nicht damit. Sie hatte Wünsche. Aber sie konnte warten. Sie las in meinem Herzen und sprach doch nie davon, was sie gesehen hatte.

Sobald sie wußte, daß ich zum Sprechen bereit war, legte sie los. Da plätscherte ihr Geplauder, fröhlich, unbeschwert. Jetzt war sie nahe, weich, schmeichelte: Sie wollte dies, sie wollte jenes. Ich gab es ihr immer. Sie konnte eben in allem den richtigen Augenblick abwarten.

Sie war ein Bauernmädchen, das Tokio vorher nie gesehen hatte, von so armen Eltern, daß ich ihnen Geld schicken mußte. Denn sonst hätte sie zur Fabrik gemußt, um für die Familie zu verdienen. Aber dieses «unwissende» Mädchen wußte trotzdem immer, was richtig war und was nicht. Als ob sie bei Sapho gelernt hätte, benahm sie sich in allen wichtigen Dingen des Lebens. Nie zerredete sie eine Situation. Immer blieb sie geheimnisvoll für mich. Wenn ich unrecht hatte, konnte sie schweigen, ohne eine Miene zu verziehen. Tat ich ihr weh – dann lächelte sie. Suzuki wollte nicht gleich viel sein wie ich. Sie diente mir, trug mich auf Händen. Ich war ihr Gott . . .

Dabei war das Mädchen tüchtig, klug. Wenn sie wußte, daß sie etwas richtiger beurteilte als ich, etwas besser konnte, handelte sie im stillen. Ich sollte ja nicht merken, daß sie recht gehabt hatte. Sie half mir immer, mein Gesicht gegen außen zu wahren. Denn ich sollte ihr Herr sein, die Männerwürde nicht verlieren.



Von Margit Gantenbein

Illustriert von H. Steiner

Wenn Suzuki in meiner Gegenwart einer Lage vollkommen gewachsen war, gab sie sich trotzdem hilflos, war ganz Demut und ließ sich von mir beschützen. War sie auf sich angewiesen, beanspruchte sie meine Hilfe nie, tat alles selber. Wie stark und doch wie zart, nachgiebig und schmiegsam konnte Suzuki sein!

Warum ich sie nicht heiratete? Man weiß es eben nicht, wenn man glücklich ist. So etwas weiß man erst nachher – zu spät ... Es wäre sicher gut gegangen, auch später, im Alter. Suzuki hat sich in unseren drei Jahren stets benommen, als ob sie sich wie durch eine Heirat an mich gebunden fühlte. Dabei ließ sie mir die Freiheit. So sind sie erzogen, diese Frauen. Tränen? Vorschriften? Suzuki ergriff nie Besitz von mir.

Aber eine Japanerin vom Lande als Ehefrau mit nach Hause bringen? Ich wollte hier ja Karriere machen. Und so ließ ich Suzuki sitzen – richtiggehend ... Als ich ihr sagte, daß ich es nicht mehr aushielt in der Fremde, machte sie mir keine Szene. Sie senkte die Augen, um rasch zu verbergen, was dort vor sich ging – und dann lächelte sie mich an.

Die Stunde der Trennung kam. Suzuki stand in Yokohama am Schiff. Sie reichte mir auf europäisch die Hand. Dabei spürte ich, sie wollte nicht auf europäisch, mit einer Umarmung vor allen Leuten, Abschied nehmen. Sie verharrte eine Weile in der leichten Abschiedsverbeugung der Japanerin, ohne zu mir aufzuschauen. Dann verneigte sie sich ganz tief und murmelte etwas dazu: sie dankte mir. In dieser Zeit hatte sie sich wieder gefaßt. Als sie aufschaute, war sie ihr altes Selbst: strahlend, fröhlich. Sie plauderte, als wäre nichts geschehen. Das ist das Bild, das ich heute noch von Suzuki in mir trage: eine strahlende junge Schönheit.

Manchmal, allerdings, taucht auch ein anderes Bild auf. Wie das Schiff sich dann zu bewegen begann, winkten wir uns, lange. Zuletzt winkte sie mit ihrem Kimono-Ärmel. Und erst als sie dachte, jetzt sehe ich sie nicht mehr, und sie sich zum Gehen wandte, führte sie den Kimono-Ärmel an ihre Augen.

Suzuki hat mich als Mann stets bestätigt. Die selbstherrlichen Männer von Japan haben eigentlich recht, wenn sie die Frauen auf ihre alten Plätze verweisen. Durch die Strenge des Mannes und seinen Sittenkodex schuf der Japaner die süßeste Frau der Welt.»

«Und hernach hast du in der Schweiz stets eine zweite Suzuki unter den Schweizerfrauen gesucht?»

«Genau! Und nicht gefunden. Und trotzdem kann ich dir versichern, ich liebe meine Frau, wirklich, und die Kinder. Aber Suzuki kann ich nicht vergessen ... »

Die kaltgestellte Italienerin

Eine nicht mehr ganz junge Italienerin, viele Jahre mit einem Schweizer verheiratet, kinderlos, ließ sich scheiden. Daraufhin fuhr sie nach Hause, wo sie natürlich weiterhin als «verheiratet» galt, trotz der gerichtlichen Scheidung in der Schweiz. In Italien hat sie mir ihr Erlebnis erzählt:

«Si sa, si sa», sagte sie. «Ich habe keine Kinder.

Ich bin traurig. Ich bin nicht mehr jung und gar nicht mehr schön. Und von Italien her weiß ich: In einem solchen Fall – und manchmal auch in anderen, günstigeren Fällen – nehmen die Ehemänner eine Freundin. Wir Italienerinnen wachsen mit diesem Wissen auf. Mein Onkel hatte eine Freundin. Mein Vater – ich wußte das, und alle Kinder bei uns und Mama wußten es –: er hatte Freundinnen.

Aber ... wenn ein Italiener eine Freundin hat, dann ehrt er doch seine Frau, vielleicht liebt er sie trotzdem noch, jedenfalls ist er gut zu ihr und zu seiner Familie. Die Ehefrau und die Kinder, die kommen trotz allem immer an erster Stelle. Ein Italiener, der eine Freundin hat, ist deshalb zu Hause nicht taktlos, rücksichtslos oder gar brutal. Oh, es kann vorkommen. Doch es ist gegen die Sitte ... Ich weiß aber von anderen Italienerinnen mit Schweizermännern und von Schweizerfrauen sogar, wie – wie ... »

«Sage es nur ... »

« ... wie unmenschlich kalt und grausam ein Schweizermann sein kann, sobald er sich in eine andere Frau verliebt. Wenn er eine Freundin hat, bedeutet ihm die eigene Frau nichts mehr. Sie kann neben ihm erfrieren, seelisch erfrieren. So war es bei mir. Und bei vielen andern war es ebenso ...

Ich bin Katholikin. Scheidung ist eine Sünde. Ich nahm die Sünde auf mich. Ich wollte nach Hause! Guarda! Hier sind die Männer warm und gut auch zu Frauen, die nicht mehr jung sind und schön. Sie haben compassione mit Frauen, die keine Kinder gebären können. Bei euch sagt ihr immer: Italiani sind nicht gute Menschen, weil sie die Tiere nicht lieben. Aber guarda! Wir lieben die Tiere vielleicht zu wenig, aber wir lieben die Menschen. Wir lieben sogar den Dorf-Idioten mehr als ihr eure normalen Mitmenschen. Ihr liebt euch gegenseitig nicht – das ist es, was euch fehlt.»

«Du bist jetzt verbittert!»

«Oh, ich bin so viele Jahre lang von meinem Mann, den ich aus Liebe geheiratet habe, verlassen gewesen, daß ich wie auf einem Gletscher lebte. Wenn er mich nicht so schlecht behandelt hätte, ich wäre bei ihm geblieben, ich hätte ihm verziehen, ich hätte für ihn gesorgt, trotz allem. Ich bin erfroren inwendig. Ich muß mich hier an der Sonne der italienischen Menschen neu erwärmen, um meine Bitterkeit zu verlieren. Ich hoffe, ich werde ihm verzeihen können – einmal.»

Ein Chinese, der von einer Schweizerin verlassen wurde

Diesen Chinesen kenne ich schon lange. Früher lebte er in Tschungking, dann ging er mit Tschiang Kaischek nach Formosa. Später kam er an die nationalchinesische Botschaft in Paris, schließlich nach Hongkong. Von dort aus reist er viel in der Welt herum.

Einmal – ganz früher – war er mit einer Schweizerin verheiratet. Ich habe sie nie gekannt. Ich weiß nur, daß sie dem Chinesen weggelaufen ist. Er hat dabei Gesicht verloren. Und außerdem: Immer noch liebt er sie in einer Ecke seines Herzens. Denn sie war sehr blond, ja goldhaarig, und blauäugig. Ich sah ein Bild von ihr. Runde, weit offene blaue und grüne Augen wirken auf eng geschlitzte, dunkle magisch ...

Tschiu-lang ist seit langem wieder verheiratet, mit einer Chinesin, die ihm keine Schwierigkeiten macht. Trotzdem versucht er immer noch, dem großen Geheimnis seines Lebens, dem Grund, weshalb die Schweizerin von ihm weggegangen ist, nachzuspüren.

«Es ging alles so gut, als wir uns in der Schweiz trafen und heirateten. Wir studierten beide. Wir hatten genug Geld. Und die zwei Jahre dort waren unvergeßlich schön.

Als wir beschlossen, nach Formosa zu ziehen für den Anfang, waren die Aussichten für unsere Zukunft so gut. Nie dachte ich daran, daß Wanda mich je verlassen würde.

Wir zogen zu meinen Eltern, wie das bei uns Chinesen so üblich ist. Wanda hatte nichts dagegen. Aber schon nach drei Tagen sagte sie: ‚Wann suchen wir eine eigene Wohnung?' Das gab unseren ersten Ehekrach. Von da an hatten wir alle paar Tage Streit.

Wanda bestand auf einer eigenen Wohnung für

uns zwei. Doch das wäre für meine Eltern ein zu großer Schlag, ja eine Schande gewesen. Natürlich befahl meine Mutter Wanda manchmal etwas. Selbstverständlich verbot mein Vater ihr öfters dies oder jenes. Er wollte zum Beispiel nicht, daß sie allein, ohne mich, in Taipan ausging, allein im Restaurant aß oder sich gar mit andern Männern verabredete.

So lernte ich Wanda eigentlich erst recht kennen, und damit die Schweizer. Um nichts in der Welt ließ sie sich ihre Freiheit nehmen. Einem Befehl gehorchen kam nicht in Frage. In kürzester Zeit war es, als ob sie mich gar nicht wirklich liebte, obwohl sie es immer noch beteuerte.

‚Wenn wir unsere eigene Wohnung haben, wird alles sein wie früher!' behauptete sie andauernd. Stets versuchte ich ihr zu erklären, daß ich das meinen Eltern unmöglich antun konnte. Wandas Drohungen, sie werde in diesem Fall gehen, glaubte ich – von ihrer Liebe trotz allem überzeugt – nicht.

‚Dann kannst du mir doch dieses Opfer bringen!' Ihre Antwort: ‚Jedes Opfer. Aber meine Freiheit gebe ich nicht auf.'

Und eines Tages war Wanda einfach nicht mehr da, unauffindbar. Sie hatte ja eigenes Geld. Ihre Kleider ließ sie zurück. Nur ihren Schmuck und ein paar für sie wichtige Kleinigkeiten nahm sie mit. Ich habe nie mehr von ihr gehört ... »

«Ich verstehe es nicht – ich werde es nie verstehn», sagt Tschiu-lang immer wieder, wenn er von Wanda spricht. Ja – es soll ihm ewig ein Geheimnis bleiben ...

Die Ungarin und die Zärtlichkeit

Eine lebhafte Ungarin hat einen Schweizer geheiratet. Er ist mit ihr zufrieden, sehr. Sie kocht glänzend. Ungarn essen gut. Sie ist tüchtig, gegen Erwarten. Daß sie klug ist, wußte er. Kinder sind auch da – sie sind gut geraten. Der Mann ist großzügig, gibt der Frau was sie wünscht, der Familie was sie braucht.

Aber etwas hat er gar nicht gern an seiner Frau: daß sie immer zu den andern Ungarn rennt. Ganze Nachmittage, ja ganze Abende ist sie weg, mit den Landsleuten. Dann muß er allein zu Hause sitzen. Die Kinder schlafen. Es ist ihm langweilig. Er hat angefangen, allein auszugehen und mit Freunden seine Abende zu verbringen.

Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli, in Zusammenarbeit mit dem World Wildlife Fund

Der Graureiher

– auch Fischreiher genannt –, den in der April-Nr. des Schweizer Spiegel auch Martin Schwarz bei der Beschreibung des Storchs kurz würdigte, konnte noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts beinahe an jedem Gewässer Mitteleuropas beobachtet werden. Eine grosse Brutkolonie befand sich am felsigen Nordhang des Lopperberges, der danach den Namen Reigeldossen trägt. Dort brüteten jährlich 100 bis 150 Paare. Die Horste dieser einzigartigen Kolonie wurden in den achtziger Jahren durch Holzschlag zerstört. Die Vögel übersiedelten in den Haldiwald und wurden Opfer der Jäger, welche auf die Abschussprämien erpicht waren.

Erst seit 1925, als nur noch eine grössere Kolonie bei Flaach bekannt war, ist der Fischreiher in der Schweiz geschützt. Seither hat sich der Bestand erfreulicherweise wieder vergrössert.

In vielen Ländern geht die unerbittliche Ausrottung noch heute weiter. Nicht einmal Gelege und Jungtiere werden geschont! Grund für diese Verfolgung ist die von den Fischern immer wieder übertriebene Schädlichkeit. Der Graureiher watet mit lautlosen Schritten langsam den Ufern seichter Gewässer entlang. Seinen langen Hals mit dem spitzen Schnabel schleudert er wie eine Lanze nach der Beute. Auf diese Weise erwischt er hauptsächlich die für den Menschen wertlosen Weissfische. Zudem vertilgt er viele Schädlinge, wie Insekten, Feldmäuse, Wasser- und Wanderratten! Auch Reptilien und Amphibien verschmäht er nicht. Wirklich gefährlich für die Edelfische sind nach wie vor die Abwasser und giftigen Chemikalien.

Im Gegensatz zu Storch oder Kranich, welche im Flug den Hals vorstrecken, legt ihn der Reiher in einer S-Kurve auf die Schultern. Daran erkennt man ihn sofort. Er brütet gern in Gesellschaft von Artgenossen. Im April werden durchschnittlich vier Eier gelegt und während 26 Tagen bebrütet. Acht bis neun Wochen nach dem Schlüpfen zerstreuen sich die Jungen in alle Himmelsrichtungen. Ein Teil der Vögel überwintert in Südfrankreich. Einzelne auch in Spanien, Italien oder Afrika. Andere bleiben in unserem Land, wo strenge Winter Verluste bringen.

Auch indirekt ist der Graureiher durch den Menschen bedroht. Der ständig zunehmende Wassersport und die Ueberbauung der Ufer vertreiben ihn. Sein Biotop wird durch Gewässerkorrekturen, Entsumpfungen und das Fällen von Horstbäumen zerstört. Muss dieser schmucke Vogel das Schicksal des Storches erleiden?

Der Mann versuchte mit Drohungen und auf freundliche Art seine Frau vom Ausgehen abzuhalten. Sie sagte trotzdem nie: «Komm doch mit!» Sie machte ein Gesicht und blieb still. Was steckt dahinter? Ist die Ungarin vielleicht nicht treu?

Jetzt hat sie ihrem Mann sogar eröffnet, sie sei nicht glücklich, möchte ihre Kinder haben, sich scheiden lassen und zurück nach Ungarn.

«Lieber mit den Kommunisten leben als mit mir? Undankbar bist du! Du bist als Flüchtling hier angekommen, hattest nichts – heute hast du alles und bist Schweizerin. Du hast dich nach der Schweiz gesehnt, so sagtest du – jetzt gibst du sie leichten Herzens auf.»

Die Ungarin weint.

«Immer dieses Geheul!» schreit der Schweizer. Nichts macht ihn so böse, als wenn Frauen weinen. Man ist machtlos, hilflos.

Jetzt weint die Frau laut. Sie heult richtig auf. Es ist ihr ganz gleich, wer es hört, die Kinder, die Nachbarn.

Der Mann schämt sich. «Hör mit dem Geheul auf – oder ... Was hast du denn? Du hast alles Geld, das du willst, eine schöne Wohnung, gute Kinder, einen Mann, der keine Seitensprünge macht. Was willst du eigentlich noch?»

Die Ungarin ist ruhiger geworden. Leise weint sie in sich hinein. Dann schweigt sie hartnäckig. Dann schaut sie ihren Mann an, fragend, ja verständnislos. Kann es das geben, so etwas ... Unverständiges?

Sie faßt Mut. Zum ersten Mal, seit sie verheiratet sind, versucht sie ihrem Mann zu sagen, was ihr fehlt: «Ja, ich habe alles. Nur das Wichtigste fehlt mir ...»

«Was ist es denn, das wichtiger ist als alles?»

Ihre Stimme ist kaum vernehmlich: «Zärtlichkeit.»

Der Mann schaut verdutzt. Er versteht sie nicht. Sie hofft, diesmal werde der Mann ihre Hand ergreifen. Sie hat sie ihm schon oft hingestreckt. Er hat sie nie genommen, um sie zu halten. Ja, eigentlich weiß er gar nicht so recht, wozu eine Frau die Hand ausstreckt. Frauen mußten Temperament haben. Man mußte gut auskommen mit ihnen. Es mußte im Hause alles wie am Schnürchen gehen. Der Mann der Ungarin findet, er hätte mit seiner Frau das große Los gezogen, wenn ... Ja wenn ... Aber sie war ja immer unzufrieden. Unerträglich. So eine Frau weiß nicht, wie gut sie es hat.

Jetzt schaut er in ihr verweintes Gesicht. Sie schaut ihm in die Augen. Und da entdeckt er etwas in ihrem Blick, etwas Flehentliches, ja Demütiges. Er wird verlegen, schaut weg, nimmt die Hand so wie von ungefähr – und läßt sie gleich wieder los.

Trotzdem war es der Wendepunkt. Sie hatte gesagt, sie wolle weggehen. Er überlegte: Was konnte er tun, um seine Frau besser zu verstehen? Er wollte sie doch um keinen Preis verlieren.

So kam dem Mann die für ihn seltsame Idee in seiner Hilflosigkeit: er schrieb dem «Briefkastenonkel». Dieser ist ausgebildeter Psychologe und außerdem ein Menschenfreund. Er spürte aus dem Brief die Not des Fragenden heraus, und statt ihm in der Zeitung zu antworten, lud er den Mann zu einer Besprechung ein – und dann die Frau.

Durch sein Verständnis hat dieser Briefkastenonkel eine Ehe gerettet. Der Frau sagte er: «Die Zärtlichkeit der Schweizermänner ist verschämt.» Und dem Mann, unter vier Augen: «Für jede Frau – nicht nur für Ungarinnen – ist Zärtlichkeit noch wichtiger als das tägliche Brot.»

Wie der Schweizer seine Japanerin vergessen lernte

Und nun zurück zu jenem Schweizer, der Suzuki nicht vergessen konnte. Wie er sie vergessen lernte, hat er mir kürzlich erzählt:

Hans – nennen wir ihn so – ist in leitender Stellung. Da seine Firma in Japan eine Filiale eröffnen will, hat sie ihn als früheren Japan-Schweizer zum Studium der Lage dorthin geschickt.

Ich traf Hans, nachdem er vier Monate lang Japan aufwärts und abwärts bereist und seinen Geschäftsbericht eben beendet hatte. Vorher war ich ein paar Mal mit seiner Frau zusammen gewesen. Sie hatte aufgeschlossener, milder gewirkt. Vor allem: schöner, viel schöner – und jünger. Nun war ich erstaunt: Auch Hans war «schöner» und jünger geworden. Eine Last schien von ihm gefallen. Ich verstand, nachdem er mir seinen privaten Reisebericht erstattet hatte:

«Als mein Flugzeug in Tokio landete, war ich – zum ersten Mal seit Jahren – aufgeregt. Gleichzeitig hatte ich Angst. Suzuki stand vor mir – in Gedanken – die langen Kimono-Ärmel an den Augen. Ich sah sie, sanft, anschmiegsam, in mich hineinhorchend und still – und dann wieder ausgelassen, schwatzhaft, schmeichelnd – wie ich Frauen liebe. Wenn ich sie wirklich wieder sähe, wie wäre es? Ich hatte ihr ja geschrieben. Sie wird mich sicher im Hotel aufsuchen ...

Aber es war nur ein Brief da, nicht von ihr geschrieben, auf englisch diktiert: ich solle sie und ihren Mann und ihre Kinder besuchen kommen, sie wohne in der Nähe von Tokio.

Ich besuchte sie. Ich hatte mich angemeldet. Sie kam mir entgegen. Das war die einzige Zeit, die wir allein miteinander hatten. Sie sagte mir: ‚Mein Mann weiß nichts von uns zweien. Meine Mutter, als sie mich ihm zur Gemahlin gab, sagte ihm, ich sei bei einem Ausländer einmal so etwas wie ... Gesellschafterin gewesen. Er konnte sich darunter nichts vorstellen und hat nie gefragt. Er weiß, daß du meinen Eltern Geld geschickt hast für mich. Mein Mann tut das auch. Er hat mich den Eltern – sozusagen – abgekauft ...' Nun schaute Suzuki mir voll ins Gesicht. Dann senkte sie ihren Kopf. Und wir gingen still durch den langen Garten aufs Haus zu.»

«Doch sag endlich, wie sah sie denn aus? Es waren doch viele Jahre her ...»

«Ja, eben, wie sah sie aus! Traurig zuerst. Und dann, im Hause, wurde sie eine strenge, ernste Matrone, welche alle Zügel in der Hand hatte. Zwar, wenn der Mann etwas sagte, antwortete sie mit einem ‚Hai, hai', das folgsam, ergeben tönen sollte. Aber ich kenne doch meine Suzuki, wenn sie wirklich demütig ist ...

Dadurch, daß Suzuki jetzt Mann und Kinder so fest in der Hand hatte, war natürlich ihr Gesichtsausdruck anders geworden. Immer noch war sie sehr reizvoll anzusehen. Aber ihre Art!

Und Suzuki war jetzt eine angesehene Bürgersfrau, deren Mann Regierungsangestellter in gehobener Stellung ist und die ihm drei Söhne geschenkt hat. So etwas verändert eine Japanerin. Besonders Söhne. Mütter von Söhnen gewinnen Ansehen. Es gibt ihnen Autorität, Macht.

All das hatte ich zwar theoretisch sehr wohl gewußt. Japan ist ein Männerland, Frauenstimmrecht hin oder her. Die Männer erfanden eine Religion und damit eine soziale Ordnung, die dem Mann die gehobene Stellung, der Frau eine ganz untergeordnete anweist. Eine Japanerin findet den Kontakt zu den Göttern nur über den Mann – auf Frauenstimmen hören diese dort nicht so gerne. Deshalb müssen immer männliche Nachkommen da sein. Für die Seelen der Verstorbenen beten kann nur der Mann. Die Frau leistet dabei Hilfsdienste: sie gebiert den Mann, und sie bedient den Hausaltar, den die Ahnen besuchen kommen.

Aber wenn eine Frau männlichen Wesen das Leben schenkt, gewinnt sie eine Art Männerwürde. Suzuki, meine sanfte, weiche, gehorsame Suzuki war auf dem Wege dazu ... Auf meinen weiteren Reisen durch Japan bin ich vielen Frauen begegnet, die sich auf demselben Weg befanden: auf dem Weg hart zu werden, und mir gingen immer neue Lichter auf.

Und also kam ich dazu, Suzuki vergessen zu können. Das heißt, in Wirklichkeit werde ich sie nie vergessen. Aber ich denke jetzt an sie wie an eine kostbare Blüte, die daran ist, ihren Schmelz zu verlieren und eines Tages verwelken wird.»

«Wie erklärst du es dir, daß dieses zarte, schmiegsame Wesen mit der Zeit sich so grundlegend veränderte?»

«Ich dachte auch darüber nach. Das unbewußte Streben der Frau in Japan – solange sie unter dem Einfluß der überkommenen Religion steht – muß sie dazu führen, mann-ähnlich zu werden. Ich sah bei Einladungen in Privathäusern Großmütter, die waren vom Großvater im Aussehen, Benehmen, ja in Kleidung, Haltung und Gesten kaum mehr zu unterscheiden. Es ist ein langsamer, unbewußter Vorgang. Die süßen, sanften jungen Blumenmädchen sind von kleinauf dazu erzogen, den Mann zu charmieren und dann im Hause langsam, immer mehr – auf diskrete Art – die Zügel zu ergreifen. Gegen außen ist immer noch der Mann der Herr. Und außerhalb des Hauses kann er auch tun, was er will. Aber im Hause regiert die Frau den Mann und die Kinder. Besonders wenn sie Söhne hat.»

«Und jetzt? Hattest du Herzklopfen, wie du in Kloten gelandet bist?»

Hans lächelte. «Ja, tatsächlich. Ich wußte, fortan würde ich meine Frau mehr schätzen, ihr ihre Fehler leichter verzeihen können. Suzuki war nicht mehr das Vorbild. Ich weiß: meine Frau wird nie ein Fast-Mann-Weib werden. Es tut gut, eine frühere Liebe wieder zu sehen – und Vergleiche zu ziehen ...»

«Darf ich den Schluß deiner Geschichte auch wiedererzählen?»

«Ja, mir ist das gleich. Denn wir verreisen in drei Monaten nach Japan. Ich soll die neue Filiale dort leiten, und meine Frau, ich und die Kinder, wir alle freuen uns mächtig.»

Und so habe ich diese Geschichte ebenfalls weitererzählt. Auch sie ist natürlich nur eine japanisch-schweizerische Teil-Spiegelung unter vielen.

Maria und der Ritter aus der Ostschweiz

Ein Schweizer heiratet eine Sizilianerin. Ich hatte ihre Geschichte gehört und konnte daraufhin vor Rührung nicht anders, als ihnen ein kleines Hochzeitsgeschenk schicken. Reaktion: Einladung zur Hochzeit nach Lugano.

Als mir die Jungen ihre Geschichte nochmals in allen Einzelheiten erzählten, war die Sippe schon abgereist, die Großmutter mit dem Großvater, alle Tanten und Onkel, und wer sonst dazu gehörte. Alle hatten sie an der unerwarteten Trauung, die der schönen Maria die Ehre rettete, teilnehmen wollen. Dafür brachte die Sippe viel Zeit und Geld auf, denn bei der Heimkehr im sizilianischen Dorf war nun die Achtung der Mitbürger wieder groß, wie früher. Sechs Jahre lang hatte man unter dem Ehrverlust ja so gelitten. Und wenn nicht der Schweizer gekommen wäre, Maria und ihre Familie hätten nie einen Ausweg gefunden aus ihrer schweren Lage.

Die Sache begann, als Maria vierzehn Jahre alt war. Da kam täglich ein Familienfreund, der Gaetano, zum Vater, zusammen mit vielen andern, und alle streichelten Maria und ihre Schwestern und sagten zu ihnen: «Wie schön, wie süß, was für goldene Engelchen seid ihr doch!»

Gaetano nahm Maria stets auf seinen Schoß, schon seit sie das Licht der Welt erblickt hatte. Für sie war er ein lieber Onkel. Der Vater von Maria aber liebte ihn mehr als alle andern Freunde. Gaetanos Kinder spielten mit Maria und ihren Geschwistern. Diese durften mit ihm spazieren gehen. Er konnte das Haus betreten, wann er wollte, selbst in Abwesenheit der Eltern.

Und Maria war solch ein Kind, daß sie eigentlich gar nicht wußte, was geschehen war, als der «Onkel» Gaetano sie verführt hatte. Sie wurde schwanger, man schickte sie zu Verwandten. Das Kind blieb dort nach der Geburt. Gaetano geschah nichts, Maria aber kam zurück, bedrückt, traurig, gebrochen. Und obwohl man die Sache hatte geheimhalten wollen, wußten es doch alle. Die Schande war so groß, daß die Eltern Maria einsperrten und sie nie mehr auf die Straße gehen ließen, vier Jahre lang.

Schließlich fanden sie, Maria sei nun «bestraft» genug für ihr «Vergehen» und ließen sie heraus aus dem Gefängnis. Die junge Maria blühte auf. Und jener Augenblick traf zusammen mit den Ferien des Ostschweizers Johannes.

Denn Marias Eltern begannen, durch den Tourismus angeregt, in ihrem großen Haus Zimmer an Ausländer zu vermieten. Sie hatten nie daran gedacht, Maria werde je einen Ehemann finden. Als aber Johannes aus St. Gallen, der später in Lugano eine Stelle annahm, sich in Maria zu verlieben schien, verhielten sie sich klug. Sie beaufsichtigten Maria, als ob sie noch ein junges Mädchen wäre, und ließen doch so locker, daß die beiden jungen Leute Gelegenheit hatten, sich kennenzulernen... Nach der Heimreise des Johannes begann ein lebhafter Briefwechsel. Zuletzt hielt er um die Hand von Maria an.

Da wurde es schwierig. Die Sippe beriet. Und man sagte sich: Maria ist schön. Maria ist jung. Ihr Kind ist uns sowieso im Wege. Man muß Johannes sagen, was passiert ist. Man lud Johannes diesmal in die Ferien ein, ohne Bezahlung. Die Mutter und der Vater sollten ihn sozusagen bitten, Maria trotzdem zu heiraten.

Da stand das Mädchen auf und sagte: «Nein. Ich spreche selber mit Johannes.»

Maria kann bei unserem Gespräch in Lugano schon genug deutsch, um zu verstehen, was Johannes und ich sprechen, und manchmal ein paar Brocken einzuwerfen – denn sie hat während ihrer Verlobungszeit von andern Gästen der elterlichen Pension

Stunden genommen – und manchmal sagten wir auch etwas auf italienisch.

Hand in Hand sitzt das junge Paar mir gegenüber, und sie sagt: «Ich zitterte vor diesem Augenblick. Aber ich war entschlossen zu Tränen und Buße und wollte das fürchterliche Geständnis selber machen – auch wenn er sich jetzt zurückziehen würde.»

Johannes schaut die junge Gattin zärtlich an. «Ich liebte Maria und war gewillt, sie so zu heiraten, wie sie ist. Ich war wohl ein wenig überrascht. Aber betrübt war ich bestimmt nicht. Ich finde das alles gar nicht so tragisch. Ist Maria schuld? Und wenn sie ‚schuld' wäre, was dann? Ich betrachte alles dies ganz anders als die Sizilianer.»

Jetzt hat Maria Tränen in den Augen. «Johannes sagte einfach: ‚Und nun? Was ist dabei? Alles ist klar: Wir nehmen das Kind zu uns.'» Und dann, zu ihrem Gatten: «Hast du damals gewußt, daß kein Sizilianer mich je zur Frau nehmen würde?»

«Ich nahm es an. Doch ich bin ja Schweizer. Für mich bedeuten die süditalienischen Inselgesetze gar nichts. Ich bin ein moderner junger Mann. Auch bei uns würden nicht alle Männer ein Mädchen mit einem Kind heiraten wollen. Aber du weißt ja ... »

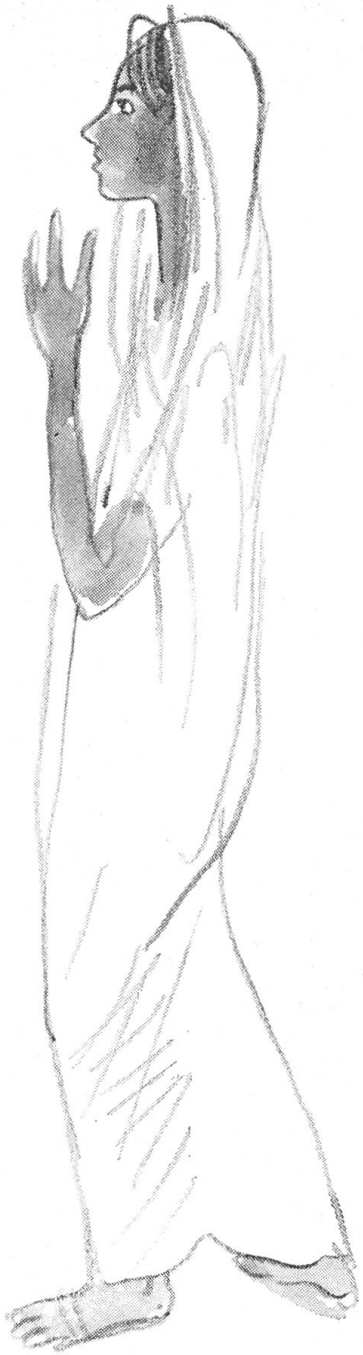
«Er findet mich schön», sagt Maria lachend. In diesem Augenblick, da sie über ihre eigene Schönheit spottet, ist sie tatsächlich hinreißend schön.

Eines vergaß ich noch. Bisher lebte Marias Kind von ihr abgeschnitten in einem andern Dorf. Während der ganzen Zeit, da wir drei gesprochen haben, lehnte es sich zärtlich an Johannes. Zum ersten Mal in seinem Leben wird es geliebt – von seinem neuen Vater.

Maria sagt, mit einem merkwürdigen Blick auf ihre Tochter: «Ich habe es immer noch schwer mit Marietta. Aber alle hier sind so gut zu ihr. Mit Schweizerhilfe wird es mir wohl gelingen, mein Kind lieben zu lernen.»

Ernsts indische Ehe

Indra ist graziös wie ein Bambus im Wind. In ihrem Wandschrank liegen – glatt gestrichen und schön geordnet – drei Dutzend Sari aufeinander: lauter fünf Meter lange Stoffe aus Seide, Brokat, Samt oder hauchdünner Baumwolle, die, angezogen, wie Wolken so duftig im Winde wehen. Im handgeschnitzten Schränkchen aus Elfenbein duftet es von



Sandelholz und Pflaumenblüten-Parfum. Räucherkerzen brennen stets in irgendeiner Ecke der halbverdunkelten Räume in der Villa in Neu-Delhi. Indra trägt Reifen an Hand- und Armgelenken, an den Fußknöcheln, und wenn sie barfuß oder in gestickten Sandalen durch die Räume geht, klirrt es leise von ihrem bimmelnden Schmuck.

Indras Mann ist Schweizer. Und er mußte sich an Düfte, Kleider und Schmuck sehr gewöhnen – und an vieles andere auch.

Vor der Heirat nahm der älteste Bruder von Indra unsern Schweizer Bräutigam manchmal zur Seite und weihte ihn ein – in die indische Liebe. Ja, sogar alte Bücher über die Kunst der Liebe drückten die Verwandten Indras dem Schweizer in die Hand. «Da lies!» sagten sie.

Natürlich hat seine Frau ihm schon vor der Hochzeit einen indischen Namen gegeben. Aber als ich in Indien war und bei meinen Freunden öfters zu Be-

such weilte, redete ich ihn mit seinem eigenen Namen Ernst an. Und auf gut schweizerdeutsch erzählte er mir seine «Abenteuer» vor der Ehe:

«Meine Absicht, Indra zu heiraten, wäre fast gescheitert am Interesse ihrer Familie für unsere Beziehung. Ich fand, sie mischten sich in Dinge ein, die sie nichts angingen. Sie aber behaupteten, in jeder indischen Familie – auch bei den Ärmeren – sei es Sitte, daß der Mann etwas von der Liebe verstehe – von der indischen natürlich! Und es sei Sache der Familie der Braut, dafür zu sorgen, daß sie glücklich werde in der Ehe.»

Indra und Ernst waren zehn Jahre verheiratet, als ich sie kennenlernte. Es waren drei entzückende Kinder da.

«Stell dir vor», sagte Ernst, «meine Frau erzieht unsere zwei Söhne und unser Töchterchen schon jetzt zur Liebe, jetzt, da sie sechs, acht und neun Jahre alt sind! Zuerst fand ich das absurd. Doch heute bin ich davon überzeugt, auch wir sollten die Erziehung zur Liebe bei unseren Kindern nicht vernachlässigen. Wir tun das aus unserer falschen Einstellung zur Religion. Wir glauben, das Christentum verlange von den Gläubigen Puritanismus. Woher dieser Glaube kommt, weiß ich nicht. In Indien aber geht es nicht gegen das religiöse Empfinden, die Erotik ernst zu nehmen. Ja, Erotik ist genau so eine Gabe der Götter, hat genau so viel mit Religion zu tun wie andere Dinge des Lebens. Und so wird es denn für jeden Mann und für jede Frau eine Selbstverständlichkeit, die Liebe als ein kostbares Geschenk zu betrachten.

Ich kenne hier in Indien ein paar Schweizer, die kamen als arme Waisenknaben der Liebe hierher. ‚Ausländer, besonders Europäer, machen unsere Kinder nicht glücklich in der Ehe', war die Antwort, wenn sie um die Hand junger Inderinnen anhielten. Mann nahm sich eben nicht die Mühe, sie in die Kunst der glücklichen Ehe einzuführen. Und doch kann man diese Kunst lernen – ich weiß es ja von mir. In Indien vielleicht besser als sonst irgendwo – denke ich. Denn hier besteht eine uralte Tradition.»

Indra, die Ehefrau, sprach zu mir nie über ihre Ehe. Nur einmal, um mir ein Kompliment über die Schweizer zu machen: «Ich liebe ihn wie am ersten Tag.»

Eigentlich hätte sie es mir gar nicht sagen müssen. Man sah es ihr an. Frauen, die lieben, haben ihre besondere Schönheit.

Könnten wir auch anders sein?

Über Liebe, Zeitgeist und Schweizercharakter

Die Autorin der vorstehenden Geschichten bat mich um ein Gespräch, weil sie ein Essay geschrieben hatte, das mich faszinierte. Bei dieser Gelegenheit fragte ich Margit Gantenbein, ob sie nicht etwas über richtige und falsche ausländische Vorstellungen von unseren typischen Schweizereigenschaften schreiben könnte. Ich hätte es nicht besser treffen können.

Etwas ähnliches trage sie schon lange mit sich herum, antwortete sie. Und gerade jetzt beginne es, Gestalt anzunehmen. Es werde allerdings keine erklärende Abhandlung daraus werden, sondern eine Reihe von Geschichten: Spiegelungen in Erzählungen von Beteiligten. Inwieweit die Vorstellungen, die darin über uns zum Ausdruck kommen, richtig seien, darüber möge dann der Leser entscheiden.

Als Margit Gantenbein mir eine erste Reihe solcher Spiegelungen übergeben und ich sie gelesen hatte, konnte ich dennoch die Frage nicht unterdrücken, was sie selber dazu sage: «Sind wir nun so?»

«So und anders . . .»

«In einem allgemeinen Sinn trifft das natürlich auf alles zu. Niemand ist in der Lage, alle Aspekte dessen, was er beschreibt – seien es Probleme, Menschen oder Sachen –, zu sehen, geschweige denn zu beschreiben. Einfach darum, weil niemand Gott ist. Aber Sie wollen mit diesem 'so und anders' wohl noch etwas anderes sagen?»

«Ja, damit es wirklich Spiegelungen wären, müßte